

Stefan Brijs · Post für Mrs. Bromley

STEFAN BRIJS
Post für Mrs. Bromley

ROMAN

Aus dem Niederländischen von
Marlene Müller-Haas

btb

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Post voor mevrouw Bromley« bei Uitgeverij Atlas, Amsterdam.
Die Übersetzung folgt der 10. Auflage vom Dezember 2012.

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert vom Flämischen
Literaturfonds (Vlaams Fonds voor de Letteren – www.vfl.be).



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung 2014
Post voor mevrouw Bromley © 2011 Stefan Brijs
Originally published by Uitgeverij Atlas, Amsterdam
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Lektorat: Susanne Krones
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-75388-8

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

*But where the dead leaf fell, there did it rest.
Und welches Blatt blieb liegen, wo es fiel.*

JOHN KEATS, *Hyperion*

Die Heimatfront

MARTIN WAR ANDERS. Das fiel mir gleich auf, als er unerwartet vor der Tür stand und aufgeregt verkündete, es sei Krieg. Es war Mittwochabend, der 5. August 1914. Ich las gerade *Das verlorene Paradies*. Sein Kommen überraschte mich mehr als seine Worte. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Das ist eine verdammt gute Nachricht, was?«, fragte er. Überrascht, dass ich nicht gleich in seine Begeisterung einstimme, schob er, als wolle er mich überzeugen, noch nach: »Wir werden den Deutschen mal 'nen richtigen Denkkzettel verpassen!«

Seine Stimme war tiefer geworden und sein Dialekt noch stärker zu hören als früher. Sein Gesicht hatte mehr Farbe, und er trug eine andere Mütze. Die mausgraue, ärmellose Jacke trug er noch immer, aber sie spannte ihm viel enger um den Rumpf als zu der Zeit, als er sie von mir bekommen hatte – Brustkorb und Schultern waren von der harten Arbeit in den Docks auffallend breiter geworden. Aber sonst war er immer noch genauso klein wie bei unserer letzten Begegnung vor etwa einem Jahr. Danach hatte ich noch mehrmals bei ihm vorbeigeschaut, ihn aber nie angetroffen.

»Er ist bestimmt wieder mit den Leuten von Cunningham unterwegs«, entschuldigte sich seine Mutter für ihn. »Gleich kommt er wieder voller Schrammen und mit blauen Flecken nach Hause. Er ist kein Haar besser als Shakespeare.«

Shakespeare war der Hund, den Martin an einem kalten

Tag aus dem Wenlock Basin gezogen hatte. Als Einziger aus einem ganzen Wurf Welpen hatte er sich aus dem Jutesack befreien können, kurz bevor der Sack völlig unterging. Unter Lebensgefahr war Martin ins dunkle Wasser gesprungen und hatte ihn vor dem Ertrinken gerettet. Shakespeare wurde mit der Milch von Martins Mutter aufpäppelt, die damals gerade Molly und Poppy geboren hatte. Jedes Mal, wenn sie eines der Zwillingmädchen gestillt hatte, ließ Mrs. Bromley ein paar Tropfen Milch in ein Kaffeelöffelchen fallen, das sie unter ihre Brustwarze hielt, und Martin und ich liefen dann zu dem damals nur faustgroßen Hündchen, um es damit zu füttern. Wider jede Erwartung blieb Shakespeare am Leben und wuchs zu einer kniehohen, unfolgsamen Promenadenmischung heran, die nie gehorchte. Ein- bis zweimal im Jahr verschwand Shakespeare für ein paar Tage oder Wochen, danach kam er mit Blessuren und Geschwüren übersät wieder nach Hause.

Den Namen des Hundes hatte ich mir ausgedacht. Weder Mrs. Bromley noch die Kinder hatten je von Shakespeare gehört. Sie fanden den Namen lustig, und Nelly, mit ihren damals vier Jahren, rief dem Welpen ständig »Shaky! Shaky!« zu.

»Ist Shakespeare schon zurück?«, fragte ich Martin, der offenbar unschlüssig war, ob er auf der Schwelle stehen bleiben oder hereinkommen sollte. Bei meiner letzten Stippvisite bei den Bromleys war der Hund wieder einmal durchgebrannt gewesen.

»Was kommst du jetzt mit Shakespeare an?«, empörte sich Martin. »Es ist Krieg, Mann! Was soll mich da der Scheißköter noch interessieren!«

»Ich hab doch nur gefragt«, antwortete ich ruhig. Ich war selbst überrascht, dass ich so gelassen blieb. Martin dagegen fuhr erregt fort.

»Ich war heut Nacht am Buckingham Palace. Verdammst,

du hättest dabei sein müssen, John! Wir waren Tausende! Und nachts um elf, als das ... das ..., wie heißt das bloß wieder?»

»Das Ultimatum?»

»Ja, das mein ich. Als das abgelaufen war, fingen alle an zu jubeln und riefen: Wir machen Hackfleisch aus ihnen! Und als, mitten in der Nacht, der König und die Königin auf den Balkon traten, fing eine Riesenfeier an. Es war einfach toll!« Er schnappte kurz nach Luft, dann sagte er wild entschlossen: »Ich melde mich freiwillig, John. Die Leute sagen, dass der Minister bald einen Appell an das Volk richtet. Aber so lange warte ich nicht! Bei den Füsiliern stehen sie schon Schlange.«

»Martin, du bist ...«, ich musste kurz überlegen, wie alt er war. Fast zwei Jahre jünger als ich. »Du bist siebzehn. Du musst mindestens achtzehn sein.«

»Das ist mir piepegal. Verdammt noch mal, da will ich einfach dabei sein! Du denkst doch nicht, dass ich für ein Almosen in den Docks weiterschufte, wenn alle anderen kämpfen?»

Überleg dir das gut, wollte ich sagen, aber Martin kam mir zuvor.

»Und übrigens, alle Mädchen sind verrückt nach Uniformen!«, strahlte er.

Ich grinste, und das war für Martin offenbar der richtige Moment, um die Frage zu stellen, die ihn zu mir geführt hatte.

»Gehst du mit, John?»

Er schob die Mütze ein bisschen höher, und sein flaches Haar kam zum Vorschein, dann sah er mich ein bisschen flehend an. Ich kannte den Blick. So hatte er früher immer zu mir aufgeschaut, wenn er Hilfe brauchte, weil die viel größeren Jungs aus seiner Klasse ihm auf die Pelle rückten. Jetzt brauchte er mich also wieder. Zweifellos

meinte er, an meiner Seite größere Chancen zu haben, genommen zu werden. Aber ich dachte nicht daran. Nach dem Sommer wollte ich Englisch studieren. Nichts und niemand konnte mich davon abbringen. Der Krieg nicht, und Martin genauso wenig.

Ich schüttelte den Kopf. Einen Moment lag Enttäuschung in Martins Blick, aber er gab nicht gleich auf.

»Ach komm schon, John, wir zwei zusammen, bei der Armee, das wär doch prima.«

»Ich denke nicht daran«, sagte ich entschieden.

»Wir haben doch immer alles zusammen gemacht.«

»Die Zeiten sind längst vorbei, Martin.« Es fiel mir schwer zu verbergen, wie gereizt ich war. »Ich habe dich seit einer halben Ewigkeit nicht gesehen und ... und auf einmal stehst du da und fragst mich, ob ich zusammen mit dir einrücke. Das ist doch Wahnsinn.«

Das letzte Wort klang härter als beabsichtigt, und ich sah, wie sich Martins Gesicht verzog.

»Wahnsinn! Wahnsinn!«, rief er aus. »Soll ich dir mal sagen, was Wahnsinn ist! Du, immer mit der Nase in den Büchern! – Das ist Wahnsinn! Und da, die ganzen Bücher ...« – mit einer weiten Armbewegung zeigte er auf die Wände, die vom Boden bis zur Decke voller Bücher standen – »Das ist Wahnsinn, John! Der reine Wahnsinn!«

Sein Herumgezeterere erinnerte mich daran, wie wir das letzte Mal auseinandergegangen waren.

»Martin, hör mal ...«, versuchte ich ihn zu beschwichtigen, »lass mich darüber nachdenken. Du überfällst mich, das musst du doch verstehen?«

»Es ist keine Zeit zum Nachdenken. Demnächst stehen die Deutschen hier vor der Tür.«

»So schlimm wird es schon nicht werden. Gib mir ein paar Tage Zeit, Martin.«

»Morgen, John, morgen will ich es wissen.«

»Gut, dann morgen«, sagte ich.

»Dann morgen«, wiederholte er, nickte, machte auf dem Absatz kehrt und ging zur Tür hinaus. In der Form seiner Schultern und seines Rückens erkannte ich in diesem Augenblick zum ersten Mal die kräftige Gestalt seines Vaters. Er begann ihm also auch körperlich zu gleichen.

Durch die Tür, die angelehnt geblieben war, drang Straßenlärm herein. Ich hörte Stimmen grölen, Pferdehufe klappern und von der Bishopsgate Goods Station den Ruf des Zeitungsjungen: »Krieg! Kriegserklärung an Deutschland! Lest die *Daily Mail!*«

Mit einem Seufzer klappte ich meinen Milton zu. Ich fuhr mit den Fingern über den Einband, doch statt an Krieg konnte ich nur an das denken, was Martins Mutter einmal gesagt hatte: »Milch ist dicker als Blut, John.«

Martin war mein Milchbruder. Seine Mutter hat mich anderthalb Jahre lang gestillt. Einen Tag vor meiner Geburt am 5. Oktober 1895 starb ihr erstes Kind, ein kaum vier Wochen alter Junge, und wie ein Parasit habe ich gierig die Milch aus ihren Brüsten getrunken, die für ihn gedacht war. Der Junge hatte den Namen Matthew bekommen, und auch mich hat Mrs. Bromley in den ersten Monaten manchmal absichtlich, manchmal auch unabsichtlich so genannt.

»Matthew war heute wieder tüchtig«, sagte sie zum Beispiel, wenn mein Vater mich abholen kam.

Martin wurde am 15. Juli 1897 geboren. Fast hätte auch er es nicht geschafft. Bei der Geburt war er klein wie ein Ferkel, und die Hebamme hatte ihm nicht die geringste Chance gegeben. Trotzdem schaffte er es. Er war schon damals ein Kämpfer.

Nach ihm brachte seine Mutter binnen sieben Jahren noch fünf Mädchen zur Welt: Mary, Nelly, Trudy und die Zwillinge Molly und Poppy. Zuletzt kam endlich wieder

ein Junge, der aber nur wenige Minuten lebte, worauf Mrs. Bromley abermals beschloss, ihre kostbare Milch zu verkaufen. Das Glückskind war Jürgen Kohlmann, der neugeborene Sohn eines deutschen Uhrmachers, der vor zehn Jahren nach London ausgewandert war. Anders als ich wurde Jürgen nur während der Stillzeiten bei Mrs. Bromley gelassen – seine eigene Mutter hatte keine Milch –, und als die Stillzeit vorbei war, blieb er ganz weg. Damals habe ich noch ab und zu für einen Penny auf ihn aufgepasst, wenn seine Eltern wegmussten, aber eine solche Bindung, wie Martin und ich sie zueinander hatten, entwickelte keiner von uns zu ihm. Er war zu jung, und außerdem zu oft krank.

»Er hat bestimmt geronnene Milch bekommen«, behauptete Martin. »Meine Mutter war schon fast dreißig, als sie ihm die Brust gab.«

Auch nach meiner Stillzeit war ich öfter bei den Bromleys als zu Hause. Martins Mutter kümmerte sich immer um mich, wenn mein Vater arbeiten ging, und weil er oft frühmorgens um vier aus dem Haus musste, verbrachte ich auch viele Nächte in Hoxton, in einem Bett, in dem es immer enger wurde, je mehr sich die Familie vergrößerte.

Als ich alt genug war, um allein zu Hause zu bleiben, ging ich trotzdem noch immer fast täglich bei Mrs. Bromley vorbei, zum großen Missvergnügen ihres Mannes, denn mein Vater zahlte kein Kostgeld mehr.

»Ist der Bengel schon wieder da?«

»Nicht so laut, Richard.«

»Verflucht, er ist dauernd da! Ein richtiges Kuckucksjunges!«

Erst später verstand ich, was er damit meinte.

Zum Glück war Mr. Bromley oft lange Zeit fort von zu Hause, so konnte ich weiterhin kommen. In ihrem Armenhäuschen in der Allerton Street herrschte eine Stimmung,

die ich von zu Hause nicht kannte. Immer war dort Betrieb. Die Mädchen lärmten tagaus, tagein, als ob sie zu zehnt wären, und über allem hörte man immer wieder Mrs. Bromleys helles Lachen, das dem Kreischen einer Möwe glich. Als Einzelkind war ich nicht einsam; ab und zu war ich gern allein, vor allem, je mehr ich las, aber manchmal wollte ich mich am liebsten wie ein junger Hund in einem warmen Nest an Martin oder seine Schwestern kuscheln. Ich habe es immer gemocht, wenn Mrs. Bromley mich streichelte oder ihre Lippen auf meine Wange oder Stirn drückte, Zärtlichkeiten, die es zu Hause nicht gab. Mein Vater hielt nicht besonders viel von Körperkontakt. Wenn ich als Kind versuchte, von ihm in die Arme genommen zu werden, gelang es ihm meist mit irgendeiner Bewegung, mich abzuwehren, oder er stand unter einem Vorwand auf und setzte sich woanders hin.

Martins Vater war noch abweisender und zeigte das in einer Weise, die ganz und gar zu seinem groben Äußeren passte. »Martin, häng doch deiner Mutter am Rockzipfel!«, schnauzte er dann, oder: »Poppy, lass mich los! Du hast genug Schwestern, mit denen du Hand in Hand laufen kannst!« Wenn er seine Kinder überhaupt berührte, dann tat er das mit harter Hand, am liebsten brachte er dabei einen Ledergürtel oder eine Rute aus getrockneten Dattelnzweigen, die er von einer seiner Reisen mitgebracht hatte, zum Einsatz.

Mr. Bromley arbeitete als Heizer auf einem Frachtschiff, und wenn er nach Wochen auf See wieder nach Hause kam, brachte er immer etwas mit. Meist waren es Dinge, die sich nur die Reichen erlauben konnten und die er – so prahlte er wenigstens – beiseitegeschafft oder durch einen mehr oder weniger zweifelhaften Deal bekommen hatte. Beim Anblick all dieser ungewöhnlichen Mitbringsel schüttelte Martins Mutter jedes Mal den Kopf und sagte ihm ins Ge-

sicht, was sie davon hielt: »Was soll ich mit Tee aus Ceylon oder Papier aus China? Damit kriege ich die Kinder doch nicht satt.« Worauf Martins Vater, verstimmt über so viel Undank, das kleine Präsent durchs Zimmer schleuderte oder vor ihren Augen zertrampelte, um daraufhin in der Kneipe nach mehr Verständnis zu suchen.

»Da seh ich noch lieber Shakespeare nach Hause kommen«, hörte ich Mrs. Bromley mehr als einmal seufzen.

Lange habe ich geglaubt, dass Martin anders wäre als sein Vater, aber um seinen zwölften Geburtstag herum, als er von der Volksschule in Hoxton auf eine Berufsschule in East End wechselte, begann er sich zu verändern. Der Umgang mit Tagedieben aus dem Viertel verstärkte bei ihm Züge, die sich bis dahin nur gelegentlich gezeigt hatten. Immer öfter sträubte er sich, wenn seine Mutter ihn bat, ihr zu helfen, oder wenn sie ihn ermahnte, zu einer bestimmten Zeit zu Hause zu sein. Auch seinen Schwestern gegenüber wurde er grober und schroffer und begann, sich genauso derb auszudrücken wie sein Vater, der ihm allerdings, wenn er es hörte, zur Strafe den Mund mit Wasser und Seife auswusch. Ich selbst ertappte Martin beim Lügen darüber, wo er gewesen war und mit wem er Umgang hatte, und die Gelegenheiten, zu denen wir wegen der größten Banalitäten Streit bekamen, waren an den Fingern einer Hand nicht mehr abzuzählen. Als er eines Tages gegenüber seiner Mutter, die mich eingeladen hatte, zum Essen zu bleiben, eine Bemerkung machte, erkannte ich in seiner Stimme das Echo seines Vaters, laut genug, damit ich es hören sollte: »Bei ihm daheim gibt's Essen mehr als genug! Und so einer bettelt bei uns!«

Martins Mutter bestand trotz der Sticheleien ihres Mannes immer darauf, dass ich zum Essen blieb, aber dann konnte ich kaum noch einen Bissen schlucken, obwohl

mich Martin damals zu trösten versuchte, indem er mir ein Stück Fleisch oder eine Kartoffel zuschob, um zu demonstrieren, dass mehr als genug da sei. An dem Tag, als Martin mich Bettler geschimpft hatte, war ich zwar noch zum Essen geblieben, mied danach aber die Bromley-Wohnung zu den Essenszeiten der Familie.

Als Martin mit vierzehn die Schule abbrach, um in den Docks zu arbeiten, veränderte er sich noch mehr. Plötzlich war Geld sein Ein und Alles. Als er den ersten Lohn bekommen hatte, kam er strahlend bei mir vorbei.

»Sieh nur, John, meine ersten selbstverdienten Pennys!«

In seinen zu einer Schale geformten Händen lagen ein paar blinkende Münzen, aber ich sah nur die großen, eitergefüllten Blasen auf seinen Handflächen.

Eines Tages kam ich dahinter, dass er nicht alles in die Haushaltskasse steckte, wie es ihm aufgetragen war.

»Ich hab für das Geld geschuftet«, sagte er. »Wenn einer ein Recht darauf hat, dann bin ich das, und sonst keiner.«

»Deine Mutter hat es doch so schon schwer«, hielt ich dagegen.

»Sie wollte mich haben, John. Nicht ich sie. Und noch weniger meine Schwestern.«

Ich habe Mrs. Bromley nie erzählt, dass Martin Geld unterschlug, obwohl ich die Zähne fest zusammenbeißen musste, wenn sie ihm heimlich einen Penny zusteckte und sagte, dass er den verdient hätte, nach so harter Arbeit. Als ich das zum ersten Mal mitbekam und Martin, ohne mit der Wimper zu zucken, das Geld annahm, war ich wütend.

»Du solltest dich schämen!«, zischte ich ihm zu.

»Halt du dich raus oder ...«, warnte er mich mit erhobennem Zeigefinger.

Anfangs dachte ich noch, er sei eifersüchtig, weil ich es zu Hause besser hatte, aber allmählich ging mir auf, dass mehr dahintersteckte. Immer öfter begann er mir vorzu-

werfen, dass ich langweilig sei, dass er sich mit mir langweile. Weil er jetzt arbeitete und ich um jeden Preis weiterlernen wollte, hatten wir uns tatsächlich nur noch wenig zu sagen. Dinge, die ihm Spaß machten – Rugby spielen, auf den Fußballplatz gehen, durch Straßen und Parks streifen –, sagten mir nichts, und wenn ich vorschlug, zusammen in die Bibliothek oder ins Museum zu gehen, ödete ihn das an.

»Geht es noch langweiliger, John. So kriegst du nie 'ne Mieze.«

Er mochte zwar zwei Jahre jünger sein als ich, war aber viel früher an Mädchen interessiert, und wenn wir einer begegneten, auf die er ein Auge geworfen hatte, behandelte er mich wie Luft oder noch schlimmer, er machte mich zum Gespött.

So musste ich tatenlos zusehen, wie das Wasser zwischen uns immer weiter wurde, und hatte dabei immer das Bild eines Schiffs vor Augen, das aus dem Hafen hinausfuhr, während ich am Kai zurückblieb.

Dennoch fühlte ich mich noch immer wie ein großer Bruder für ihn verantwortlich und hatte eine Höllenangst, ihm könne etwas Schlimmes zustoßen. Wahrscheinlich schaute ich deshalb weiterhin bei seiner Mutter vorbei, obwohl ich ihn dort nie antraf.

An dem Tag, an dem ich hörte, dass er zum Militär wolle, habe ich ein paarmal überlegt, ob ich es seiner Mutter erzählen sollte. Sie würde ihn niemals ziehen lassen. Aber damit würde ich ihn verraten, und das hatte ich noch nie getan, so sehr mir sein Verhalten mitunter auch zuwider war. Deshalb beschloss ich abzuwarten. Vielleicht überlegte er es sich doch noch anders. Er hatte schon häufiger Launen gehabt, und vielleicht, dachte ich damals noch, war alles nicht so schlimm und der Krieg vorbei, bevor er richtig angefangen hatte.

ALS MEIN VATER ein paar Stunden nach Martins unerwartetem Besuch von der Arbeit nach Hause kam, brachte er einen Stapel Zeitungen mit und setzte sich, ohne die Jacke auszuziehen, an den Tisch. Die fetten Überschriften schrien die Nachricht vom Krieg heraus. Mein Vater griff nach dem *Daily Telegraph* und begann, weit zurückgelehnt, zu lesen. Seine Augen waren knapp über dem oberen Zeitungsrand zu sehen.

»Darf ich auch eine durchblättern?«, fragte ich.

Er sah auf, starrte mich einen Moment an, als ob er gerade eben erst bemerke, dass ich ebenfalls im Zimmer war, und ließ die Zeitung sinken, um einen Blick auf die anderen Blätter zu werfen. Er schob mir die *Times* zu, die er nur selten kaufte, weil er sie für unlesbar hielt. Ich griff nach der Zeitung und hörte meinen Vater nüchtern sagen: »Es ist Krieg.«

Ganz so, als ob er es mir lediglich mitteilte, damit ich ihm später nicht vorwerfen konnte, dass er mir nichts davon gesagt hätte.

»Ich weiß«, antwortete ich. Mehr brachte ich nicht heraus. Ich überlegte, ob ich ihm von Martins Idee erzählen sollte, aber weil er Mrs. Bromley fast täglich sah, schien es mir besser, vorerst zu schweigen.

Ich ließ meinen Blick über die Titelseite der Zeitung wandern und ertappte mich dabei, dass ich sofort nach Informationen über Einberufungen suchte. Die ganze Zeitung blätterte ich daraufhin durch, und als ich nichts fand, wandte ich mich erneut an meinen Vater.

»Weißt du, ob sie Freiwillige brauchen?«

Er starrte mich mit leerem Blick an. »Du wirst doch nicht ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Es ist mir einfach durch den Kopf gegangen. Ich höre, dass es schon Männer gibt, die sich freiwillig melden.«

»Vor allen Rekrutierungsbüros stehen lange Schlangen«, bestätigte er. »Der Krieg hat kaum angefangen, schon scheinen alle verrückt zu werden. Und wir kriegen jede Menge Mehrarbeit. Es werden Extrarunden eingeführt. Als ob sechs am Tag noch nicht genug sind.«

Er zog die Zeitung zwischen seinen Händen glatt und verschwand völlig dahinter. Das bedeutete, dass unser Gespräch beendet war. So viele Wörter, wie bei uns in Büchern standen, so wenige wurden in der Regel gesprochen.

Mein Vater war seit Jahr und Tag Postbote in Hoxton. In manchen Häusern hatte er quasi ein zweites Zuhause, in andere kam er selten, doch jeder kannte ihn und schätzte seine Arbeit. Alle würdigten seine Diskretion. Menschen, die nicht lesen konnten, baten ihn mehr als einmal, ihnen vorzulesen, was in den Briefen oder Mitteilungen stand.

»Wenn er wollte, könnte er alle Straßen von Hoxton mit dreckiger Wäsche vollhängen«, behauptete Mrs. Bromley, die ihn ab und zu in Anspruch nahm, um sich eine Karte oder einen Brief vorlesen zu lassen, den ihr Mann aus einem fernen Land geschrieben hatte.

Auch die Pünktlichkeit meines Vaters wurde geschätzt, denn anders als seine Kollegen erlag er nur selten der Versuchung, einen zu heben, und ein zweites Glas schlug er immer aus.

»Man kann die Uhr nach ihm stellen«, sagte Mr. Kohlmann, dessen Uhrengeschäft auf der Route meines Vaters lag.

Zum Dank bekam er regelmäßig etwas zugesteckt. Manchmal ein kleines Trinkgeld, aber oft auch Gemüse oder Obst und ab und zu einen getrockneten Hering vom Fischhändler oder ein Spitzbein vom Metzger im Shepherdess Walk, das mein Vater dann zu Hause zu Eintopf verarbeitete.

Wir wohnten am Stadtrand von Hoxton, im Shoreditch-Viertel, wo wir in der Hearn Street eine Souterrainwohnung mit zwei kleinen Zimmer gemietet hatten, in die man über eine Steintreppe direkt von der Straße aus gelangte. Mein Zimmer lag nach hinten zum Innenhof mit den zwei Plumpsklos, auf die alle Bewohner des dreistöckigen Hauses angewiesen waren. Im anderen Zimmer, nach vorn zur Straße, standen der Esstisch, der Ofen, der gleichzeitig als Herd diente, und die Anrichte. Dort war auch das Bett meines Vaters in einem schmalen Alkoven untergebracht, von dem aus er auf seine Bücherregale sehen konnte.

Die Hearn Street war zwischen die U-Bahnhöfe Liverpool Street Station und Bishopsgate Goods Station gequetscht, weshalb nicht nur vor und hinter uns Züge fuhren, sondern auch schräg über uns auf einem Viadukt, dessen altersschwacher Stahl und die lockergerüttelten Bolzen lauter schepperten als die Züge. Durch dieses ständige Dröhnen und Rumpeln hatte sich unser Haus im Laufe der Jahre gesenkt, mit allen damit einhergehenden Begleiterscheinungen. Im Souterrain klemmten alle Türen und Fenster, und auf der Zimmerdecke des Zimmers nach vorn verlief ein Riss, der sich wie ein Baum Jahr für Jahr weiter verzweigte.

Keinen unserer Mitbewohner hielt es übrigens lange in diesem Haus, manche zogen schon nach kürzester Zeit wieder aus, oft heimlich mitten in der Nacht, andere wurden wegen Mietschulden vom Hausbesitzer recht schnell vor die Tür gesetzt. Nur mein Vater blieb weiter hier woh-

nen, seit fast zwei Jahrzehnten, in den ersten Monaten noch mit meiner Mutter.

Sie hatten sich durch seine Arbeit als Postbote in Kensington kennengelernt, im Westen von London. Bevor er nach Shoreditch umzog, hatte er dort seine feste Runde, die ihn mehrmals am Tag zu dem eleganten Herrenhaus an der Sloane Street führte, das dem Vater meiner Mutter gehörte. Sie war die einzige Tochter von Sir Charles Milton, einem Witwer, der Verleger von Regionalzeitungen und Anzeigenblättern war. Das damit verdiente Vermögen investierte er unter anderem in antiquarische Bücher, die er auf der ganzen Welt auf Versteigerungen erwarb und sich zuschicken ließ.

Als mein Vater eines schönen Tages das zigste Buch in die Sloane Street gebracht hatte, hatte meine Mutter – sie war gerade zwanzig geworden – meinen Vater zu dessen Verwunderung ins Haus gebeten und ihm gezeigt, wo all die Bücher ihren Platz fanden.

»Ein ganzes Zimmer voll«, sagte er später. »Bücher, vom Fußboden bis zur Decke. Mauern aus Leder. Buchstaben in Goldlettern. Und während ich die vielen Bücher betrachtete, schlang deine Mutter plötzlich ihre Arme um mich. So hat es angefangen.«

Ich war sechs Jahre alt, als mir mein Vater diese Geschichte zum ersten Mal erzählte. Ich habe sie lange mit großer Bewunderung gehört. Später, wenn er die Geschichte wieder und wieder erzählte, empfand ich vor allem Mitleid.

»John, habe ich dir schon einmal erzählt, dass deine Mutter ihren Vater nie ansprechen durfte? Dass sie nur sprechen durfte, wenn er ihr eine Frage stellte? Und wusstest du, dass sie mit sechs in ein sündhaft teures Internat geschickt wurde und nur alle drei Monate nach Hause kommen durfte?«

Als meine Mutter im Februar 1895 zu einer Verlobung mit einem jungen Adeligen gezwungen wurde, übernahm mein Vater die bei seinen Kollegen unbeliebte Runde im verelendeten Hoxton auf der anderen Seite der Stadt, und sie flüchteten in die Anonymität von Shoreditch. Meine Mutter war damals, so rechnete ich eines Tages nach, schon mit mir schwanger.

Mein Vater besaß so gut wie nichts, als er sein Elternhaus verließ – er hatte zu Hause immer den gesamten Lohn abliefern müssen –, meine Mutter dagegen hatte ihren Schmuck mitgenommen und auf die Schnelle auch ein paar Bücher aus der Bibliothek ihres Vaters in ihren Koffer gepackt: eine Erstausgabe von Dickens' *David Copperfield*, eine Erstausgabe von Thackerays *Vanity Fair* und eine limitierte Ausgabe der Briefe von Keats an Fanny Brawne.

»Und als Glanzstück, John, auch eine dritte Auflage von Miltons *Paradise Lost* von 1678! Die haben wir gleich verkauft. Aber man hat uns übers Ohr gehauen. Wir bekamen viel zu wenig dafür, heute weiß ich das. Auf jeden Fall, wir hatten genug, um das Souterrain ein paar Monate im Voraus zu bezahlen und ein paar Möbel zu kaufen. Du musst das so sehen, John, der Schmuck, die Bücher, das war ihr Brautschatz. Ein Vorgriff auf das Erbe, das sie niemals bekommen sollte.«

Verliebte sich meine Mutter in meinen Vater oder in die Freiheit, die an seiner Seite winkte? Diese Frage wagte ich ihm nie zu stellen. Er glaubte bedingungslos an die Liebe.

»Deine Mutter und ich, wir waren verrückt nach einander, mein Junge.«

Zur Heirat kam es jedoch nicht. Meine Mutter wurde schon bald schwerkrank. Sie vertrug die klamme Feuchtigkeit des Souterrains nicht, und die Schwangerschaft schwächte sie noch mehr. Die Geburt gab ihr den Rest. Sie erholte sich nicht von dem Blutverlust und starb zwei

Tage darauf, ohne wieder zu Bewusstsein gekommen zu sein. Ich war damals schon zu Mrs. Bromley in Hoxton gebracht worden und blieb dort, bis meine Mutter begraben war.

»Du hast also deine Mutter ermordet«, sagte Martin eines Tages, ein Satz, der mir lange durch den Kopf spukte, umso mehr, weil ich mir einbildete, dass mein Vater deshalb so distanziert zu mir war.

Aber Mrs. Bromley widersprach dem später mit Nachdruck: »Wie kommst du bloß auf die Idee, John? Dein Vater ist nun mal kein Mann von großen Gesten und vielen Worten. Und ja, sein Herz ist leck, aber das macht er dir nicht zum Vorwurf, wirklich nicht.«

Im Leben meines Vaters hat es nie eine andere Frau gegeben. Keine konnte es mit meiner Mutter aufnehmen. Sie war das Höchste, was er erreichen konnte. Ein einfacher junger Mann, der das Herz einer reichen Prinzessin erobert hatte. So muss es in seinen Augen gewesen sein.

In meinen Kinderjahren hatte ich mir eingebildet, dass meine Mutter wirklich wie eine der Prinzessinnen ausgesehen hatte, die ich von Illustrationen in Märchenbüchern kannte. Es gab ja kein Foto oder Gemälde von ihr. Vielleicht hatte ihr Vater einmal eines besessen, aber als er hörte, dass seine Tochter mit einem armseligen Postboten durchgebrannt war, vernichtete er alles, was ihn an sie hätte erinnern können, und strich sie aus seinem Testament.

»Für mich existiert sie nicht mehr!«, soll er gerufen haben. Er starb wenige Jahre später, nachdem er in der Fleet Street unter eine Pferdetramp gekommen war.

Wie meine Mutter ausgesehen hatte, darüber hielt sich mein Vater immer bedeckt, und wenn er es einmal erwähnte, variierte seine Beschreibung je nach Lichteinfall in seinem Gedächtniskämmerchen. Das eine Mal waren ihre Augen grau, das andere Mal blau, während ihr Haar

manchmal hellbraun, dann wieder dunkelblond war und alle Farbtöne dazwischen annehmen konnte. Ihr Gesicht, ihre Arme, ihre Hände waren schön, nie mehr, nie weniger.

»Ja, sie hatte schöne Hände. Auch schöne Finger.«

Es schien, als habe er Angst davor, dass ihr Bild sich verflüchtigen könnte, wenn er mehr über sie erzählte.

Ich fragte ihn manchmal, ob ich ihr ähnlich sähe, die Antwort war jedes Mal ein »Nein«, und dann sah ich das Bedauern in seinen Augen.

»Du gleichst deinem Vater wie ein Ei dem anderen«, meinte Mrs. Bromley, und auch von anderen bekam ich immer Ähnliches zu hören, wenn sie meinen Vater und mich zusammen sahen.

Im Spiegel erkannte ich vor allem seine prononcierte Nase und die dicken, buschigen zusammengewachsenen Augenbrauen an mir wieder.

Weil ich außer meinem Vater nie jemanden traf, der meine Mutter persönlich gekannt hatte, dachte ich lange, sie sei nur ein Hirngespinnst meines Vaters. Als ich diese Zweifel eines Tages Mrs. Bromley beichtete, sagte sie überzeugt: »Ich habe den Kummer deines Vaters nach ihrem Tod gesehen, und so einen Kummer, mein Junge, den erfindet man nicht, da bin ich mir ganz sicher, genauso wie eins und eins zwei ist.«

Meine Mutter wurde auf dem Bow Cemetery in East End begraben. Jeden Sonntag ging mein Vater dorthin. Manchmal nahm er mich mit, aber genauso oft ließ er mich in der Allerton Street zurück. Sobald ich alt genug war, durfte ich zu Hause bleiben, was ich meist auch tat. Ich fand den Friedhof an sich schon unheimlich, doch überdies wurde mir jedes Mal ganz beklommen zumute, wenn ich den Namen und das Geburtsdatum meines Vaters sah, die bereits auf dem Stein eingraviert waren.

Von meiner Mutter blieb nichts. Mein Vater verkaufte ihren Schmuck, um die Arztrechnung bezahlen zu können; ihre Kleider und alles, was sie in ihren letzten Lebenstagen berührt hatte, musste verbrannt werden, weil sie vermutlich an Schwindsucht gelitten hatte. Nur die drei übriggebliebenen Bücher, die sie aus ihrem Elternhaus mitgenommen hatte, konnte mein Vater vor der Vernichtung retten.

Diese Bücher bildeten das Herz der Bibliothek, die mein Vater kurz nach dem Tod meiner Mutter aufzubauen begann. Bei Haushaltsauflösungen trieb er eine Partie Holzregale auf, die er ein Stück kürzen musste, damit sie in unsere Souterrainwohnung passten, und auf Flohmärkten kaufte er kistenweise Bücher, bei denen das Gewicht, nicht der Inhalt den Preis bestimmte. Allmählich staute er so alle Wände im vorderen Zimmer voll, mit einem wilden Sammelsurium von Büchern, in den verschiedensten Formaten und Bindearten, oft mit fehlenden oder beschädigten Einbänden und aus Papier, das verschimmelt war und bei der geringsten Berührung zerbröselte.

Frage ich ihn, warum er plötzlich wie besessen begonnen hatte, Bücher zu sammeln, kam immer eine ausweichende Antwort – »Man muss doch irgendetwas sammeln«, bekam ich meist zu hören –, aber als ich älter wurde, begriff ich, dass mein Vater mit seiner Bibliothek die Erinnerung an meine Mutter wachhalten wollte. Er baute in unserem Souterrain eine Art Denkmal für sie, das immer mehr der Bibliothek ihres Vaters gleichen sollte. Denn nachdem er erst einmal in einem Kokon aus Büchern wohnte, was ihm an sich schon ein behagliches Gefühl geschenkt haben muss, begann er, eines nach dem anderen die wertlosen Exemplare durch ledergebundene Bände zu ersetzen, am liebsten mit Goldprägung, wofür er allwöchentlich Antiquariate und Büchermärkte absuchte. Dabei legte er eine Vorliebe für die Autoren an den Tag, die meine Mut-

ter mitgebracht hatte – Milton, Dickens, Thackeray und Keats –, und ganz besonders für die frühen Ausgaben ihrer Werke, die er sich allerdings nur leisten konnte, wenn sie in schlechtem Zustand waren. Von anderen Autoren kaufte er vor allem Bücher, deren Ledereinband oder zumindest Rücken so gut wie keine Risse oder Verfärbungen hatten und von deren Goldprägung noch nichts abgeblättert war.

Für einen Postboten waren diese Bücher noch immer ziemlich kostspielig, aber mein Vater biss praktisch jeden Penny durch, um seinen Traum wahr machen zu können. Dennoch sollte er fast sein ganzes Leben dazu brauchen, denn so langsam ich vor seinen Augen aufwuchs, so langsam verwandelten sich die Altpapierwände um mich herum in Wände aus Leder und Gold. Nach sieben Jahren war die erste Wand komplett – grob geschätzt hatte er dafür ungefähr sechshundert Bücher gebraucht –, weitere sieben Jahre später eine zweite, und bei Kriegsausbruch hatte er die dritte Wand zur Hälfte gefüllt, wodurch diese Seite den Anblick eines noch unvollendeten Gemäldes bot, mit streng aufgereihten Lederrücken in Braun und Schwarz in den oberen, und abgegriffenen Exemplaren in den unteren Reihen, die er kurz nach dem Tod meiner Mutter erworben hatte.

Manchmal regte mich die Sammelwut meines Vaters auf, vor allem, weil er dafür so viel Geld ausgab, aber am Ende war ich es, der davon profitierte. Welcher andere Junge meiner Herkunft hatte die Möglichkeit, jederzeit in der eigenen Wohnung nach einem Buch greifen zu können? Ich hatte zwar meine ganze Kindheit und Jugend nur wenige Kinder getroffen, die sich danach sehnten, und manche hatten wie Martin sogar einen Abscheu dagegen, aber ich fühlte mich ab und zu, als würde ich in einer Feinbäckerei wohnen, wo ich nach Herzenslust in allen Dosen und Schachteln zugreifen durfte.

»Deine Mutter las auch viel«, sagte mein Vater mitunter, und natürlich regte mich das an, noch mehr zu lesen.

Mein Lesehunger bewegte meinen Vater dazu, mir ab und zu ein Buch mitzubringen, wobei er sich zum Glück von Buchhändlern beraten ließ, die wussten, was einen Jungen meines Alters fesseln konnte. Dadurch lernte ich schon früh Abenteuerromane kennen, etwa *Robinson Crusoe*, *Gullivers Reisen* und *Alice im Wunderland*, und später die Detektivgeschichten von Arthur Conan Doyle und H. G. Wells' Science-Fiction-Romane. Ich glaube irgendwie, dass mein Vater tief in seinem Herzen hoffte, ich würde eines Tages seine Leidenschaft teilen, doch dieser Wunsch hat sich nie erfüllt. Er war ein Sammler, der nicht las, und ich wurde ein Leser, der nicht sammelte.

Vor allem in der Schule erntete ich die Früchte meiner Lesewut. Ich schrieb die besten Aufsätze der Klasse, und auch in Rechtschreibung und Wortschatz glänzte ich. Am Ende bekam ich ein Stipendium, um auf die Oberschule in der Cowper Street zu gehen, was für den Sohn eines Postboten etwas Außergewöhnliches war.

Auch im Gymnasium war ich in Sprachen hervorragend, wurde aber Jahr für Jahr schlechter in den naturwissenschaftlichen Fächern, weshalb mein Traum, an die Universität zu gehen, um ein Haar geplatzt wäre. Die Stipendien für einen Platz am King's College oder am University College waren rar und begehrt, und in der Mitte des letzten Schuljahrs wurde mir klar, dass ich nicht zu den Glücklichen gehören würde. Ich versuchte meinen Vater zu überreden, schon ein wenig zu sparen, statt sein soundsovieltes Buch zu kaufen, aber er ließ sich nicht erweichen.

»Das ist mein Spargeld, mein Junge«, antwortete er jedes Mal und breitete seine Arme weit aus, als wolle er das ganze Zimmer mit den Büchern auf einmal hochheben.

»Das ist Altpapier«, protestierte ich dann.

»Du wirst schon sehen, John«, reagierte er darauf wie ein Schulkind, dem der Lehrer gesagt hat, dass später nichts aus ihm werden würde.

Und er bekam recht. Als mir im Juni offiziell mitgeteilt wurde, dass ich kein Stipendium bekommen würde, überraschte mich mein Vater, indem er prompt losmarschierte, um eine Reihe von Büchern aus seiner Bibliothek zu verkaufen und so meine Studiengebühren zusammenzustoppeln. Aber er kam enttäuscht zurück.

»Es gibt keinen einzigen Antiquar mehr, der etwas taugt. Sie bieten nicht einmal die Hälfte dessen, was ich bezahlt habe.«

Er blickte mir in die Augen, sah vermutlich, wie tief enttäuscht ich war, legte die Hand aufs Herz und ging nach einem letzten Zögern zu dem Schrank, in dem er die Bücher meiner Mutter aufbewahrte. Er wog lange zwischen Thackeray und Dickens ab, entschied sich schließlich für den Ersten und kam eine Stunde später zurück, dieses Mal mit Geld, das er mir in die Hand drückte.

»Geh und schreib dich ein, John.«

FÜR MICH WAR es eine ausgemachte Sache, dass ich mich nicht zum Kriegsdienst melden würde. Ungeduldig, gespannt wartete ich am nächsten Tag auf Martins Erscheinen. Ich hatte versucht, *Das verlorene Paradies* weiterzulesen, das auf der Leseliste stand, die man mir bei meiner Immatrikulation am University College ausgehändigt hatte, doch viel war von den Versen nicht hängengeblieben. Oft waren meine Gedanken abgeschweift, oder die Geräusche von draußen hatten mich aus meiner Konzentration gerissen. Einmal hatte mich sogar ein Knall aufgeschreckt, und ich war mit Herzklopfen auf die Straße gerannt, doch dort schien alles ruhig zu sein, so dass ich mich fragte, ob ich mir nur etwas eingebildet hatte.

Als mein Vater von der Arbeit kam, war Martin noch immer nicht aufgetaucht.

»Wie ist es in der Stadt?«, fragte ich Vater.

»Die Leute sind nervös«, antwortete er. »Die Geschäfte sind leergekauft. Jeder versucht, sich mit so viel wie möglich einzudecken. Und wer nichts kriegen kann, nimmt es den anderen weg.«

Mit großen Augen sah ich ihn an.

»Man hat auch schon Deutsche verhaftet«, fuhr er fort. »Spione. Sie scheinen überall zu stecken. Und die anderen sehen zu, dass sie England möglichst schnell verlassen.«

Ich richtete mich auf. »Doch nicht die Familie Kohlmann?«

Mein Vater schüttelte den Kopf und wartete kurz. Draußen ratterte ein Zug über den Viadukt.

Als der Lärm verhallt war, sagte er: »Mr. Kohlmann weigert sich zu gehen. Er sei immer gut zu den Leuten hier gewesen, sagt er, und die Leute seien gut zu ihm gewesen. Er sieht nicht ein, warum das jetzt plötzlich anders werden sollte.«

»Wo er recht hat, hat er recht«, sagte ich. »Denkst du, dass es lange dauern wird?«

»Der Krieg? Oh nein, der ist noch vor Weihnachten vorbei.« Er klang überzeugt. »Unsere Soldaten sind ausgezeichnet gedrillt, und Erfahrung haben sie mehr als genug.«

Er bezog sich auf den Burenkrieg. Aber das war schon mehr als zehn Jahre her. Inzwischen hatte sich vieles verändert. Irgendwo hatte ich gelesen, dass dieser Krieg auf See entschieden würde. Trotzdem gab das, was mein Vater genannt hatte, Hoffnung. Wenn er recht hatte, würde man keine Freiwilligen brauchen. Im Heer dienten Tausende von Berufssoldaten, und man hatte auch schon die Reservisten einberufen.

»Martin will sich melden«, sagte ich dann. Jetzt schadete es nicht mehr, dass ich es verriet. Es würde doch nichts daraus werden.

»Martin?«

»Martin Bromley. Er war gestern da. Um mir zu sagen, dass er sich freiwillig meldet.« Ich verriet nicht, dass er gefragt hatte, ob ich mitkäme.

»Dann hoffe ich für ihn, dass er inzwischen einen Wachstumsschub gehabt hatte, sonst wird er gleich ausgemustert.«

»Außerdem ist er noch zu jung«, setzte ich hinzu. »Er ist siebzehn.«

»Dann hat er gar keine Chance. Man muss neunzehn sein, um auf dem Kontinent zu kämpfen.«

Das hatte ich hören wollen.

»Hast du Mrs. Bromley gesehen?«

Er nickte. »Es gab eine Nachricht von ihrem Mann. Sein Boot hat kehrtgemacht.«

»War Martin auch da?«

»Keine Ahnung. Warst du heute überhaupt aus dem Haus? Es war ein strahlend schöner Tag.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Dann geh doch selbst mal bei ihr vorbei«, schlug mein Vater vor. »Es wird dir guttun. Sie hat auch nach dir gefragt.«

»Nach dem Essen«, sagte ich, um Zeit zu gewinnen.

Eine Stunde später machte ich mich auf zur Allerton Street, einer düsteren Gasse in dem an sich schon trostlosen Hoxton. Schon seit Langem wurde gemunkelt, dass die baufälligen Häuser moderneren Wohnblocks weichen sollten, um den Komfort für die Mieter zu erhöhen, wie es auch überall in East End geschah, aber jeder wusste, dass man nur die ärmeren Bewohner vertreiben und damit die Kriminalität an den Stadtrand verbannen wollte.

»Wenn sie mich weghaben wollen, werden sie mich hinaustragen müssen«, sagte Mrs. Bromley, und ich glaubte ihr. Sie besaß eine gesunde Portion Dickköpfigkeit und ließ sich nicht auf der Nase herumtanzen. Wenn ich sie als Kind zum Markt begleitete, war ich fassungslos, wie gut sie feilschen konnte, und zwar ohne auf die Tränendrüse zu drücken, wie viele andere Frauen es taten. So hatte sie es, trotz des wenigen Geldes, das ihr zur Verfügung stand, jeden Tag geschafft, dass alle Kinder satt vom Tisch aufstanden. Erst später kam ich dahinter, dass sie selbst nur die Reste aß und manchmal sogar eine ganze Mahlzeit ausließ, angeblich, weil sie schon beim Kochen so gut zugeht hatte.

Trotzdem war sie lange ziemlich mollig. Vor allem nach

ihrer Schwangerschaft mit den Zwillingen war sie dicker als vorher, besonders die Brüste und der Bauch.

»Das ist das Einzige, was an mir noch heil ist«, sagte sie und spielte damit auf die ständigen Schmerzen in ihren Knochen an, besonders in den Fingern, die sie für eine Arbeit als Näherin oder Arbeiterin untauglich machten.

Nachdem sie zwei Jahre nach Mollys und Poppys Geburt wieder ein Kind verloren hatte, nahm sie urplötzlich doch ab und wurde in kürzester Zeit nicht nur spindeldürr, sondern zu einer alten Frau, die, so stellte sich später heraus, keine Kinder mehr bekommen konnte.

»Jürgen hat sie ganz und gar leergetrunken, der Nimmersatt«, hatte Martin einmal fallenlassen.

Auf dem Weg zur Allerton Street machte ich einen Umweg durch die Shaftesbury Street, wo ein Rekrutierungsbüro der Royal Fusiliers seinen Sitz hatte. Davor stand eine Schlange von bestimmt hundert Mann. Ich sah, dass Freiwillige jeder Altersgruppe vertreten waren. Junge Bur-schen wie Martin, aber auch Studenten und sogar vereinzelt ältere Männer, die sicher schon Frau und Kinder hatten. Ich ging von hinten bis vorn die Reihe entlang und musterte die Gesichter.

»He, du dort, hinten anstellen!«, rief plötzlich einer. Ein Mann mit einer breiten Nase wie von einem Boxer. Einige andere Männer in der Schlange fielen murrend in seine Bemerkung ein.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich suche jemanden. Mehr nicht.«

»Wieso, mehr nicht?«, sagte ein Mann mit Strohhut und dunkelbraunem Anzug. »Bist du dir zu gut, um für dein Vaterland zu kämpfen?«

Ein Lachen ertönte aus der Schlange. Ich fühlte, wie ich rot anlief. Ohne ein weiteres Wort drehte ich mich um und machte, dass ich wegkam.

Kurz darauf bog ich in die Allerton Street ab. Es stank wieder schrecklich nach den Abwässern, die sich in der schmalen Gosse in der Mitte der Gasse sammelten. An vielen Stellen hatte sich das Kopfsteinpflaster schon lange gesenkt, und in diesen Kuhlen standen tagein, tagaus große Regen- und Abwaschwasserpfüten, in denen ich früher mit Martin stundenlang spielen konnte.

Auch jetzt waren mitten auf der Straße Kinder dabei, in eine Pfüte zu springen, wobei das schmutziggraue Wasser hoch aufspritzte. Beim Näherkommen erkannte ich Trudy und ihre Zwillingsschwestern Molly und Poppy, die beide eine große rote Schleife im strohgelben Haar trugen.

»Grüß euch, Mädels«, sagte ich.

Sie blickten überrascht auf. »John! John!«, riefen sie wie aus einem Mund, und alle drei kamen mit ausgebreiteten Armen auf mich zugerannt.

»Nein, nein, passt auf! Ihr seid von oben bis unten voller Dreck.«

»Na und«, sagte Trudy und versuchte, sich in meine Arme zu drängen.

»Lass das!«, fuhr ich sie laut an.

Sie erschrak und zog sich zurück. Ihre Schwestern drängelten nicht weiter.

»Wie blöd«, sagte Poppy. Oder war es Molly?

»Ich muss noch woandershin«, schwindelte ich.

»Wohin denn?«, fragte die andere Zwillingsschwester.

»Das binde ich dir bestimmt nicht auf die Nase, Molly.«

»Poppy, ich bin Poppy!«

»Poppy dann. Ist Martin da?«

»Vielleicht«, antwortete Poppy.

»Vielleicht nicht«, antwortete Molly.

»Ihr seid mir keine große Hilfe«, lachte ich. »Ist eure Mutter daheim? Das wisst ihr doch bestimmt.«

»Vielleicht«, sagte Molly.

»Vielleicht nicht«, kicherte Poppy.

»Sie schläft«, sagte Trudy.

»Oh...«, stutzte ich. »Hat sie denn heute Nacht nicht geschlafen?«

Trudy zuckte mit den Schultern.

»Ob ich sie wohl wecken darf?«, fragte ich.

»Musst du selber wissen.«

»Dann denke ich« – ich hob einen Finger, und drei Paar Mädchenaugen folgten ihm – »dass ich doch mal kurz nachsehe.« Geschmeidig schlüpfte ich an den Mädchen vorbei, die vergeblich die Arme nach mir ausstreckten.

»Shakespeare ist wieder da«, ertönte es hinter meinem Rücken, als ich gerade anklopfen wollte.

»Was für ein Glück«, sagte ich und drehte mich halb um.

»Wie lange ist er denn diesmal ausgeblieben?«

»Weiß nicht genau«, antwortete Trudy. »Richtig lang. Wir dachten schon, er kommt nie mehr heim. Er ist ja schon alt.«

Shakespeare war ungefähr so alt wie die Zwillinge.

»Wie alt seid ihr inzwischen?«, wandte ich mich an Molly und Poppy.

»Fast neun«, sagte Poppy.

»Stimmt nicht, erst im Dezember«, verbesserte Trudy. Sie war fast zwei Jahre älter als ihre Schwestern.

»Is' doch fast so weit«, wehrte sich Poppy. Sie gab Trudy einen Schubs.

»He...«, rief Trudy empört.

»Macht das untereinander aus. Ich werde eurer Mutter Guten Tag sagen.« Ich klopfte an und öffnete die Tür.

Im Zimmer war wenig Licht. Die Fenster nach vorn waren, wie so oft, vom aufspritzenden Schlamm der vorbeifahrenden Pferde und Karren verschmutzt. Ich meinte ganz in der Nähe einen Hund schnaufen zu hören, sah ihn aber nicht.

»Shakespeare«, rief ich leise.

»John, bist du das?«, hörte ich Mrs. Bromleys Stimme.

»Komm weiter. Und zündest du bitte eine Kerze an?«

Ich tat, worum sie mich gebeten hatte. Im flackernden Licht sah ich sie in dem verschlissenen Sessel sitzen, den ihr Mann mitgebracht hatte, als das Mobiliar auf seinem Schiff ersetzt wurde.

»Wir haben sowieso kaum Platz, Richard«, hatte Mrs. Bromley damals gemurrt.

»Alle wohlhabenden Bürger haben so einen.«

»Wir sind arme Kirchenmäuse, Richard.«

»Jetzt nicht mehr.«

Mrs. Bromley sah tatsächlich sehr müde aus. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, und aus ihrem matten Blick schloss ich, dass sie wieder Kopfschmerzen quälten.

»Wie geht's dir, John?«, fragte sie mit matter Stimme.

»Alles in Ordnung?«

»Mir geht es gut, Mrs. Bromley. Und Ihnen?«

»Ach«, seufzte sie. Und dabei blieb es.

Ich hatte sie immer Mrs. Bromley genannt. Mein Vater hatte darauf bestanden. Wie er auch darauf achtete, dass ich nicht Dialekt sprach.

»Deine Mutter sprach auch sehr ordentlich«, sagte er dann. »Als Kind hatte sie Schauspielunterricht.«

Mrs. Bromley starrte weiter vor sich hin.

»Ich höre, dass Shakespeare wieder da ist«, sagte ich lebhaft, in der Hoffnung, sie ein bisschen aufzumuntern. Ich schaute mich im Zimmer um und sah Shakespeare auf einer alten Matte neben der Tür liegen. Sein halblanges, erdbraunes Fell war nass und verklebt. Über die weiße Blässe an seinem Kopf lief ein roter Striemen, vermutlich getrocknetes Blut. Er schlug die dunklen Augen zu mir auf, wedelte ein paarmal mit dem Schwanz und schloss die Augen wieder.

»Der schon«, sagte Mrs. Bromley.

Eine bange Vorahnung überwältigte mich. »Was soll das heißen?«

»Martin ist weg.«

Mein Schlucken war deutlich hörbar.

»Er ist schon zwei Nächte nicht nach Hause gekommen, John, das hat er noch nie gemacht.« Die Mattheit in ihrer Stimme war einer leichten Panik gewichen. Sie sah mich eindringlich an. Ich wandte den Blick ab.

»Was ist los, John? Weißt du mehr?«

»Nein, ich bin auch ganz erschrocken«, schwindelte ich.

»Hast du ihn vielleicht gesehen? Gestern oder vorgestern?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Es ist Krieg«, sagte sie plötzlich. Ich sah die Angst in ihren Augen.

»Das hat nichts zu bedeuten, Mrs. Bromley«, versuchte ich sie zu beruhigen. »Ach, der Krieg, der hat nichts zu bedeuten. Vor Weihnachten ist er schon wieder vorbei. Das sagen alle. Und wir hier werden nichts davon merken. Auf der anderen Seite des Kanals, dort ist der Teufel los. Nicht hier.«

»Meinst du?«, fragte sie. Sie fasste sich an die Stirn und massierte mit ihren verkrümmten Fingern vorsichtig die Haut über ihren schütterten Brauen.

»Mein Vater sagt das auch«, entgegnete ich mit Nachdruck. »Alle sagen es. Es gibt keinen Grund zur Panik.«

Ich hätte ein bisschen Essen für sie mitbringen sollen, dachte ich, ein Brot oder ein paar Eier.

»Dein Vater war heute früh hier«, erzählte sie. »Mit einer Nachricht von Richard. Sein Schiff ist wieder umgekehrt.«

»Dann wird er bald zu Hause sein. Das ist Grund zur Beruhigung, nicht wahr?«

»Eine Sorge mehr, wirst du meinen.« Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht. Danach verdüsterte sich ihre Miene wieder.

»Soll ich Martin suchen?«, schlug ich vor.

»Ich will dich nicht...«

»Ach nein, so komm ich noch mal raus. Ich sitze sowieso den ganzen Tag drinnen. Ich laufe kurz zu den Docks. Vielleicht wissen sie dort, wo er ist.«

»Das wäre schön«, nickte sie. Eine Locke fiel ihr ins Gesicht. Sie strich sie mit der Hand wieder zurück. Ihr Haar war sehr dünn geworden.

»Ich gebe Ihnen schnell Bescheid«, versprach ich.

»Danke, John«, sagte Mrs. Bromley.

Ich drehte mich um, um noch kurz Shakespeare zu streicheln.

Vor dem Haus kamen die drei Schwestern wieder auf mich zugelaufen.

»John, John, es ist Krieg, nicht wahr?«, rief eine der Zwillingsschwestern.

»Oh, davon weiß ich nichts«, sagte ich.

»Ja, deshalb kommt Papa schon nach Hause«, sagte Trudy.

»So, dann freut ihr euch bestimmt schon?«

»Neiinin!«, kreischten die Mädchen wie aus einem Mund.

Ich lachte und konnte gerade noch Trudys Armen ausweichen, die sie um mich schlingen wollte.

»Ich muss los«, rief ich und suchte schnell das Weite.
»Morgen komme ich wieder.«

»He, John, schau mal!«, rief Trudy.

Ich drehte mich um. Sie hatte ein imaginäres Gewehr auf mich gerichtet.

»Peng!«, sagte sie.

»Auuu!«, machte ich und lief stolpernd weiter.

Ihr fröhliches Girren gaukelte noch kurz um mich herum.

An diesem Abend suchte ich vergeblich in der Umgebung der Docks nach Martin, und am nächsten Morgen ging ich wieder hin. Unter den Tagelöhnern, die in einer langen Schlange auf einen Händler oder Kapitän warteten, der starke Männer brauchte, um ein Frachtschiff zu be- oder entladen, fand ich ein paar junge Männer, die mir berichteten, dass Martin schon seit ein paar Tagen nicht mehr aufgetaucht sei – sie hatten auch keine Ahnung, wo er stecken konnte.

Mit dieser unerfreulichen Nachricht kehrte ich in die Allerton Street zurück, wo mir Mrs. Bromley erklärte, dass Martin letzte Nacht endlich zum Schlafen nach Hause gekommen, aber in aller Frühe wieder aufgebrochen sei. Weil sie sich erleichtert anhörte, verschwieg ich ihr das Gehörte.

Die nächsten Tage verließ ich nur selten das Haus, in der Hoffnung, dass Martin noch einmal vorbeikäme. Seine Vermutung, dass das Heer Freiwillige suchen würde, war offenbar richtig. Lord Kitchener, der zum Kriegsminister ernannt worden war, suchte hunderttausend Männer, die kämpfen wollten. Ich hatte mich nach den Voraussetzungen erkundigt, und Martin hatte nicht die geringste Chance. Er war zu jung und außerdem, schätzte ich, etwa zehn Zentimeter zu klein: Eins siebzig war das Mindestmaß. Sein Brustumfang würde wahrscheinlich reichen. Ich lag schon über der Norm, und er schien mir breiter als ich.

Über meinen Vater versuchte ich in der Zwischenzeit, mich über die Entwicklungen in der Stadt zu informieren. Im Postamt wurden alle Nachrichten, ob bedeutend oder unbedeutend, gesammelt. Jeden Morgen schwärmten die Postboten und Telegrammzusteller über London aus, und wenn sie gegen Abend wie die Bienen in ihren Korb zurückkehrten, brachten sie Anekdoten und Geschichten mit, die sie am nächsten Morgen weiterverbreiteten.

Doch viel Neues gab es nicht aufzulesen; und die schrill-

len Emotionen, die der Krieg geweckt hatte, waren bald wieder abgeklungen. Es war, als hätte ein Wanderzirkus für kurze Zeit in der Stadt logiert, an den nur noch ein paar verregnete Plakate und der Müll auf den Straßen erinnerten. Wenn mein Vater überhaupt etwas zu erzählen hatte, ging es vornehmlich darum, wer sich freiwillig gemeldet hatte – Kitcheners Aufruf trieb viele Tausende Männer in die Rekrutierungsbüros. Unter ihnen waren ein paar Klassenkameraden, mit denen ich in der Grund- oder der Oberschule gesessen hatte. Einige Namen überraschten mich, wie der von Peter Barnett, der eigentlich wie ich zum University College gehen wollte, von anderen hätte selbst ich es vorhersagen können, etwa von Francis und Frederick Taylor, Zwillingsbrüdern, die von Kindesbeinen an als Raufbolde bekannt waren. Sobald diese Freiwilligen einer Einheit zugeteilt waren, begann eine mindestens sechsmonatige Ausbildung. Das beruhigte mich. Bis dahin waren die Deutschen bestimmt geschlagen, und alle Freiwilligen müssten mangels Aufgaben wieder nach Hause zurück. Für mich ein Grund mehr, mich voll und ganz auf mein Studium zu stürzen.

EINE WOCHE VERGING, bis Martin wieder vorbeikam. Als ich ihn sah, war ich froh, dass ich morgens meiner Intuition gefolgt war und nicht auf meinen Vater gehört hatte, der mir schon früh in den Ohren lag, doch ein bisschen öfter an die frische Luft zu gehen. Kurz hatte ich überlegt, ein Buch in den Victoria Park mitzunehmen, aber ich fürchtete, dass es dort zu voll wäre und mich der Lärm der vielen Kinder ärgern würde. Ich wollte gern ungestört *Der Krieg der Welten* von H. G. Wells auslesen. Vor ein paar Tagen hatte der Autor im *Daily Chronicle* einen Artikel veröffentlicht, in dem er den Krieg verteidigte, weil er einen lange währenden Frieden bringen werde. Seine Streitschrift hatte mich nur mäßig beeindruckt, aber trotzdem wieder neugierig auf seine Bücher gemacht, die ich schon früher verschlungen hatte.

Ich hatte gerade das vorletzte Kapitel des Romans angefangen, als Martin vorbeikam. Von der Türschwelle aus ließ er seinen Blick von mir zu meinem Vater schweifen, der gerade Kartoffeln schälte.

»'n Abend, Mr. Patterson«, begrüßte er ihn.

»Ah, sieh mal an. Martin, komm rein. Lange nicht gesehen«, antwortete mein Vater.

»Ja, ziemlich lang«, gab Martin zurück und kam zögernd einen Meter näher. Im Tageslicht, das durch die offene Tür hereinfließ, zeichnete sich seine Silhouette scharf ab.

»Du hast dich verändert«, bemerkte mein Vater. »Viel breiter, scheint mir. Von der Arbeit in den Docks, nicht wahr?«